

Casa dei Nani

Erzählung von
Meinrad Braun
mit Cyanotypien von
Günther Wilhelm

Die case dei nani sind steinerne Grabkammern aus vorrömischer Zeit, die man im Kalksteingebiet der Berge, wahrscheinlich aber überall in Süditalien finden kann.

Ihr unterirdisches Klima zieht Frösche an, die sich in der Sommerhitze dort hinein begeben. Sie sitzen an den kühlen Wänden, als wären sie angeklebt. Vielleicht schlafen sie, es ist nicht herauszufinden, weil ihre goldfarbenen Augen im Kerzenlicht immer geöffnet sind. Die Kinder kennen sie und fangen sie ein. Das ist nicht schwer. Sie fliehen nicht. Man braucht sie nur von der Wand abzulesen.

Einer nie bewiesenen Vermutung zufolge sollen sie in der Lage sein, Gewitter anzuzeigen. Deswegen setzt man sie in Einmachgläser, in die man kleine Leitern gestellt hat. Dieser Glaube hält der Wirklichkeit nicht stand und nach kurzer Beobachtungszeit geraten die Gläser mit ihren langweiligen Insassen auf dem Fenstersims in Vergessenheit. Die für Ordnung sorgenden Mütter schelten die Verantwortlichen, nachdem sie die Gläser gesäubert haben.

Ihre Vorhaltungen, aus dem Küchenfenster auf die Gasse hinunter gerufen, bleiben folgenlos. Sie reichen nicht in die Herzen der drunten spielenden Kinder, vor denen Frösche zu allen Zeiten auf der Hut sein müssen.

Montag, 22. August

Sie hat sich tatsächlich meine Vivarien angesehen. Ich habe bemerkt, dass sie die Drahtkäfige verrückt hat. Sie standen nicht mehr in einer Reihe. Damit nicht genug, sie hat eine der Hauben offen gelassen. Ich fand die Mantis am Fenster. Zum Glück war es verschlossen.

Interessant, hat sie gesagt. Ekelhaft, meinte ihr Gesichtsausdruck. Sie war gerade dabei, den Waschkessel anzufeuern. Hätte ich nachfragen sollen? Was sie im Keller zu suchen gehabt habe? In den Räumen, die ausdrücklich mir vorbehalten sind. Den Hausherrn spielen, mich vor sie hinstellen, wie sie da gerade vor der Feuertüre kniete und die Holzscheite hineinschob. Ihr Haar zurückstrich, als sie zu mir aufsaß. Ich sah die Träger des Badeanzugs unter ihrer Bluse sich abzeichnen. Sie wird zum Strand gehen, es ist ein heißer Tag. Ein heißer Tag ist ein Tag zum Baden.

Der Bus fährt unterhalb der Zitadelle. Er wird voller junger Leute sein, die ihre Transistorradios dabei haben und die ganze Fahrt hindurch rauchen, obwohl sie das nicht dürfen.

Meine Zöglinge spüren sie schon, die Hitze, die der Sommer auffährt, ehe er zu verlöschen beginnt. Sie werden gefährlich. Die Futtertiere, die mir Vittorio bringt, genügen ihnen nicht mehr. Wenigstens er ist zuverlässig und steht jeden Abend vor der Türe mit seiner Trommel voller Ödlandheuschrecken, die er den ganzen Tag über gejagt hat, im trockenen, kniehohen Gestrüpp, das die Sonne weiß geblüht hat.

Die Heuschrecken sind tapfer, an ihrem gepanzerten Leib und ihren starken Beinen scheitert jede Hornisse. Aber die Mantis packt sie präzise und schnell.

Ihr Zappeln hilft ihnen nicht, ihre gespornten Fußstritte erreichen nicht den weichen Bauch der Mörderin. Sie biegt ihnen den Nacken durch und tötet sie mit einem Biss ihrer kleinen Kiefer. Die großen Facettenaugen der Strauchritter tragen noch den schimmernden Glanz des Lebens, wenn ihr Harnisch schon ausgehöhlt ist und die Siegerin den leer gefressenen Rumpf in ihren Fangarmen dreht.

Inzwischen verzehren meine Mantiden nur noch das Hirn der Beute. Unmäßig werden sie. Wie immer zur Zeit der Paarung. Die größten Exemplare belauern sich gegenseitig. Drohen einander mit erhobenen Waffen.

Und die Männchen sind noch nicht einmal in der Nähe. Ich habe sie im Nebenraum.

Die Kamera hat sie auch berührt. Wieso muss sie alles anfassen? Mit dieser kindhaften Neugier, die immer die Hände benutzen will. Betasten, greifen. Spuren hinterlassen.

Ich habe sie gerochen, als sie in der Waschküche unvermittelt aufstand. Sie griff nach dem Kragen ihrer Bluse und fächelte sich Luft zu. Ich konnte eben noch einen Schritt zurücktreten, aber ihr Geruch trieb mir zu. Veilchenparfum wohl, aber da war noch etwas.

Es sind achtundzwanzig Grad. Noch abends um zehn. Der Himmel im Westen über dem Meer ist tief violett. Ich konnte nur wenig zu mir nehmen. Etwas Orangensaft. Eine Focaccia. Die Verdauung lässt zu wünschen übrig.

Morgen müssen fünf weitere Drahtkäfige bestellt werden. Vittorio soll sein Quantum um zwei Dutzend Heuschrecken steigern.

Dienstag, 23. August

Was ich fotografiere? Ich habe behauptet, ich fotografierte meine Insekten. Hoffentlich will sie keine Bilder sehen. Dann müsste ich improvisieren.

Wie soll ich erklären, dass ich mich selbst fotografiere, im Finstern stehend, mein Abbild durch das winzige Loch der Kamera Obscura im Blitz des Magnesiumfeuers hineinjage in das endgültige Dunkel des Mahagonigehäuses. Mich selbst abbilde, nachdem ich eine Stunde im Dunkel ausharrte, vom köstlichen Nichts umgeben, von der Stille.

Ich stehe auf einer Bahn aus weißem, sauberem Papier. Inmitten dieses von Menschen durch-



schwärmten Riffs einer Zitadelle, die in Wahrheit ein Labyrinth ist, vor Jahrhunderten von den Mauren erdacht. Zwischen den meterdicken Wänden meines Hauses, dessen weißgekalkte Flächen den Angriff des Lichts zurückwerfen in die Gassen der Stadt, in den unerbittlich blauen Himmel hinauf.

Damit ich in der Leere meines Glases frei werde. So sehr, dass ich es dokumentieren muss, um es zu glauben. Ich habe die Bilder immer vernichtet, wenn sie fertig waren. Mama hat sie nie gefunden. Nie, obwohl sie alles durchstöbert hat.

Ich erscheine wieder, kehre zurück auf dem Papier. In träumerischem Blau. Aus giftigem Eisenzyanid neu geboren, erschaffe ich mich nach meinem Bilde.

Ein noch nicht Dreißigjähriger sonst, mit zu langen Haaren und einer Gelehrtenbrille, korrekt aber altmodisch gekleidet, der regelmäßig an der Türe seines Hauses erscheint um Geld auszuzahlen, Zuträger abzufertigen.

Dieses Hauses, das ich nun ganz alleine bewohne.

Was macht das Studieren, Oreste? Das fragen sie mich längst nicht mehr, aber sie lassen mich in Ruhe. Haben mir inzwischen den Stand eines Privatgelehrten verliehen, wie ich vermute.

Mein Sohn korrespondiert mit Rom. Mit Paris. So hat die Gute vorausschauend an meinem Ruf gearbeitet.

Außer Mama hat sicher auch der Postbote Anteil daran, der die Briefe mit den exotischen Marken ins Haus bringt. Weil er von den Absendern in der Kneipe erzählt. Professoren, Doktoren. Institute.

Mein Gesicht. Damit ich selbst es nicht vergesse, muss ich in den Keller hinab und vor dem magischen Pulver warten, bis es Zeit ist.

Giustina ist im Krankenhaus. Sie hat es mir selbst am Telefon verkündet mit ihrer krähenartiger Stimme: Eine Thrombose, Signor Oreste. Ich bin in ein paar Tagen wieder zurück. Meine Enkelin. Letitia. Sie ist in den Ferien hier und kann zwei Mal am Tag zu Ihnen kommen. Neunzehn Jahre. Ein nettes Mädchen.

Meine Tochter, wissen Sie, sie wohnt doch in Bari.

Sehr gescheit, das Kind, geht auf die höhere Schule. Und sie tanzt im Ballett, Signore.

Ich habe zugestimmt. Was sollte ich machen?

Zwei Mal am Tag. Ich werde versuchen, sie zu beschäftigen. Aber die Wäsche ist bereits gemacht.

Sie hat den Feigenbaum abgeerntet, der auf dem Hausdach steht. Die Feigen sind der Länge nach aufgeplatzt und zeigen ihr rosiges Fleisch. Die Wespen stoßen ihre bunten harten Leiber in die klebrige Öffnung der Früchte hinein.

Letitia kümmert sich nicht um ihre zornigen Flugmanöver. Sie reckt sich hoch auf die Zehenspitzen mit ihrem Greifer, den sie sich aus Holz gemacht hat, wie die Bauern ihn haben, und pflückt die Früchte in einen Weidenkorb. Dann taucht sie sie in kochendes Wasser und legt sie auf dem flachen Dach aus, um sie zu trocknen. Ich sehe ihr zu und rauche eine Zigarette, etwas, was ich sonst nie tue.

Danach müssen sie mit Thymian und Fenchelzweigen in eine Kiste. Dann können Sie sie im Winter essen, sagt sie aufgeregt und lacht, als wäre sie eine junge Bäuerin.

Über dem Meer zeigen sich eine Menge Kumuluswolken. Aber es wird nicht regnen. Noch nicht. Das Land ist zu heiß.

Salambo hat ihre Käfiggenossin getötet. Nun ist sie die Herrin im Haus. Sie ließ die Rivalin achtlos zu Boden fallen, nachdem sie ihren Kopf gefressen hatte. Auch die Männchen werden unruhig. Bald ist es Zeit.

Fast dreißig Grad noch am Abend. Wenig zu mir genommen. Die frischen Feigen unter einem Vorwand abgelehnt. Die Verdauung streikt vollends. Ich sollte Veronal nehmen.

Casa dei Nani

Erzählung von Meinrad Braun
Mit fünf Originalcyanotypien von Günther Wilhelm

Erschienen 2005 bei:
Heike Braun
Hans Sachs Ring 175
68199 Mannheim

Satz und Layout: Bernd Oehler

Gesetzt in Adobe Garamond
auf Hahnemühle Papier 300 gr/qm

Druck: Svato Zapletal

Buchbindung: Atelier Krupka, Uvaly u Prahy

Auflage: 50 nummerierte und signierte Exemplare
Dieses Exemplar trägt die Nummer:

Cyanotypie:

Die Technik der Edeldruckverfahren geht zurück auf die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, in denen das erste Negativ-Positiv Verfahren durch Henry Fox Talbot entwickelt wurde.

Das Verfahren der Cyanotypie (oder auch Eisenblaudruck) wurde von Sir John Herschel entdeckt. Die Cyanotypie war das dritte fotografische Verfahren nach der Daguerreotypie und der Talbotypie/ Calotypie, das innerhalb von zwei Jahren (1840 -1842) entdeckt wurde.